

Die Wiederkehr der Riesenschlange

Martin Klugers Roman „Abwesende Tiere“

Der tausend Seiten lange Erstling eines Mittfünfzigers – das sind für eine Neuerscheinung, zumindest unter den herrschenden Marktbedingungen, wahrlich skurrile, wenn nicht monströse Eckdaten. Und gleich soll es gesagt werden: Das schwere Dünndruckbrikett löst sein Versprechen ein.

Martin Klugers «Abwesende Tiere» ist ein herausragender Roman, ein phantastisches literarisches Paralleluniversum unserer gegenwärtigen Menschenwelt, ein schillerndes Panoptikum der *conditio humana* – und ein schwindelndes Lesedelirium dazu.

Schauplatz des Buches ist der Zoo, genauer gesagt: der «deutsche Zoo», der mit seiner Bahnhofsnähe zweifelsfrei als der Berliner Zoo identifizierbar wäre, bewachen nicht statt der Portallöwen zwei denkmalgeschützte Elefantenruinen den Eingang zu jener Welt, in der das Andere des Menschen lebt und die jeder von Kindheit an in sich trägt «wie ein zweites Herz, das schneller schlägt als das erste. Und nicht zu fassen ist es bis zum Tod. Das ist so.» Das ist so: Mit solch traumlogischer Gewissheit entwirft Martin Kluger ein Universum zwischen Apokalypse und Idylle, Gefängnis und Paradies, das nicht nur von Tieren, sondern vor allem von einem menschlichen Bestiarium bevölkert ist – miteinander und aneinander vorbei lebenden, liebenden, intrigierenden, konspirierenden, aufs normalste verrückten Figuren, die sowohl Prototypen unserer real-menschlichen als auch Allegorien der göttlichen Komödie sind, Gott und Teufel, falscher Prophet und verlorener Sohn, Engel und babylonische Hure, umringt von den bizarren Gestalten der Tierpfleger und der «Welt, also [der] Summe aller Besucher.»

Da ist der Zoodirektor, ein so selbstherrlicher wie sentimentaler Chef mit megalomanischen Visionen, perversen Allüren und infantilen Traumata; er lässt seine davongelaufene Frau von zwei Detektiven um die halbe Welt verfolgen und peitscht die Arbeiten an seinem Riesenprojekt, dem Neuen Nachttierhaus voran, während seine Sekretärin Fritzie, ein verliebtes preußisches Jüngferchen mit Haaren auf den Zähnen, ihn und das Personal auf Trab hält. Sie alle wohnen auf dem Zoogelände in stillgelegten Gebäuden. Da ist die neue Zoologin Dorothee, «die mit den Titten» und dem penetranten Ego- und Beziehungsjargon, feministisch, bulimistisch und riesenwüchsig, eine Strategikerin in Sachen Karriere und Liebe. Amourös verfolgt von ihrem hippiehaften Exfreund, dem Weichei Christoph, der jedoch nur die Freundschaft des jungen Direktorensohns Junior erringt, erobert sie kurzfristig K.W., die heimliche Hauptfigur des Romans.

Dieser Karl-Walther Kadamecki, wegen seines Postens als Vogelwart auch Papageno genannt (die Namensgebung ist sowieso einer der Geniestreiche des Textes), ein aggressiver, heruntergekommener, verträumter und alkoholliebender Einzelgänger, teilt seine «lebendig begrabene» Vergangenheit mit dem grossen Antagonisten des Direktors, dem Professor für Schmerzforschung, der wiederum das mephistophelische Prinzip schlechthin zu verkörpern scheint. Scheint – denn dieser obskure Wissenschaftler, der im unzugänglichen Labor auf der Station für Augenranke Tiere sein (Un?)Wesen treibt und mehr Machtfülle hat als der Direktor, der eigentliche Erotiker der Macht, spielt als Maurice eine äusserst menschliche Rolle jenseits der Zoogrenzen, dort, wo eine Binnenerzählung spielt, die von Papagenos unüberwindlicher Ur-Liebe zu der verschollenen Halbjüdin Jali erzählt.

Diese, eine der schönsten und traurigsten Liebesgeschichten der neueren Literatur, ist in vier Blöcken in die surreale Normalität des Zoogeschehens eingefügt, das wiederum in vier Teile gegliedert ist: Tiere, die reisen – Menschen, die beißen – Menschen, die reisen – Tiere, die beißen. Hier, in der unerlösten Naturinnenwelt des Zoos, herrscht eine Metaphysik der Ruhelosigkeit und Gewalt, die dort, in der Stadt, im Jahr 1936 ihren Anfang nahm, als der kleine Reisebüroangestellte K.W. die litauisch-spanisch-jüdische Fotografin Jali mit dem Künstlernamen Klick kennenlernte. So märchenhaft wie diesseitig, so verspielt wie todernst ist ihr Zauber, der viele Sprachen spricht, spanisch, englisch, französisch, ein berückend gebrochenes Deutsch voll poetischer Verfehlungen – und Amorisches, die Sprache der Liebe. Traumwandlerisch lernt K.W. diese Sprache, aus Büchern, im gemeinsamen Tagebuch, aus Jalis «meinem Mensch» gewidmeten Geschichten, auf Zetteln, die sie bei jedem Streit an ihrem Lieblingsort, im Zoo, verstecken, und im Bett, wo man einander stiehlt, raubt und stibitzt. Doch K.W., infiziert von Minderwertigkeitskomplexen, Eifersucht und Besitzdenken, immunisiert sich mit dem Gift einer anderen Sprache, die am Institut für praktische Menschenkenntnis und Rassekunde und bei den Volksfreunden in der Bierkneipe, seinem Fluchtort bei Jalis Abwesenheiten, gelehrt wird. Beiläufig, unmerklich usurpiert eine Entwicklung, die in die Grußformeln der Menschen eingedrungen ist, den Umgang der Liebenden bis hin zur Gewalttätigkeit: das Phänomen «Heitler». K.W. wird zum tumben Komplizen jener Macht, die seine Geliebte bedroht. Nicht einmal Jalis Freund, der geheimnisvolle Student Maurice, kann ihn aufrütteln. Eines Tages verschwindet Jali, die ihm alle Türen geöffnet hat, auch die zum Zoo und seinen Tieren.

Wird er sie wiederfinden, der alte K.W., der inzwischen Papageno heißt, über ihren unvollendeten Geschichten brütet und sich mit der «ehrgeizigen, humorlosen, tierabweisenden» Dorothee eingelassen hat, die nicht stehlen, sondern nur ficken, nicht staunen, sondern nur planen kann und ihn zweifeln lässt, «ob sie hinter ihren Titten und ihrem Verstand überhaupt existierte»? Martin Klugers frappierende Sprachkunst, die der Vergangenheit einen so zarten und kräftigen Erzählfluss verleiht, verwebt in der Gegenwart des deutschen Zoos eine Vielfalt von Stimmen. Die pragmatisch-zergrübelte von Doro, die herrisch-sentimentale des Direktors, die mal zynisch reflektierte, mal traumverlorene von Karl Walther/Papageno: «Was sagte die Erde? Schön der Sekundenschlaf, nur keine Angst vorm Sterben, nur ein Nesteln im Erdreich, kleine verglühende Sterne vor Augen wie Wegweiser zu den unterirdischen Festgelagen der kleinen Tiere mit den milden schwarzen Augen, die haben dich lieb und nagen an dir und schleppen dich in warme Höhlen und Nischen tiefer und tiefer bis zu den Tieren ganz ohne Augen, die hocken stumm am Quell, aus dem quillt weicher vollmundiger hochprozentiger Herztropfen, den leckst du auf und leckst du auf bis zum Sankt Nimmerleinstag.»

Dazu der Chor der Nebenfiguren und Statisten und immer wieder jener rätselhafte Oberton, der in den Introduktionen der vier Hauptteile die Wiederkehr der ausgestorbenen Riesenschlange ankündigt, eine Stimme, wie sie auch der Professor Maurice im Munde führt, kryptisch, abgründig und zugleich von hellem Witz, mal böse, mal mitfühlend. Musik und Stimme, Kunst- und Natursprache, bilden denn auch das Begleitthema der rasant auf der Stelle tanzenden Handlung, in der ein jeder seinen Obsessionen folgt, Zukunftsplänen und Vergangenheitsbewältigungen, die sich im Kreis drehen, Opfer- und Täterpositionen, die die Plätze tauschen, ein

Karussell der Absichten und Ziele, Tücken und Missverständnisse, alles unter der sanften Regie des Professors, der zwischen Folterarzt und Therapeut, Dunkelmann und Philanthrop changiert, um am Ende vor die Tore des freiwilligen Gefängnisses zu treten, nachdem der Direktor das Gottesurteil «Zooverbot» über Papageno verhängt hat:

«Die Stadt war im großen und ganzen dieselbe geblieben ... Auch Deutschland war insgesamt wiederzuerkennen. Die Leute hielten immer noch am liebsten Reden. Kloppereien und tränenreiche Verbrüderungen wechselten einander ab ... Aber zusammen glänzten sie immer noch allesamt wie poliertes Obst, wenn die Wintersonne ein paar vorsichtige Strahlen durchs Kneipenfenster schickte. Größte Bedeutung wurde der sogenannten Partnerwahl zugemessen. Karl-Walther hielt sich heraus, bis eine ehemalige Frau und verlassene Mutter ihn für eine Nacht mitnahm ... Mit ekelerregender Offenheit sprach sie über Dinge wie ‚Sex‘ und immer wieder über den ‚Tick Unschuld‘, den man sich bewahren müsse ... Wir könnten das Knallpaar des Jahres werden, sagte sie. Langsam dämmerte es Karl-Walther, dass sie insgeheim über ihn und Jali sprach, und er schlug sie nieder und ergriff die Flucht. Die Sprache, die er und Jali gesprochen hatten, war für immer verloren.»

Oder? Existiert nicht Jalis Stimme auf dem Tonband des Professors und im Schnabel des uralten Papageis Schiefhals, der noch nach Jahrzehnten die Formeln der Liebe zitiert, etwa «Jali will Eis»? Wo liegt die Erlösung? In der Biologie als Evolution und Wiederholung? Im Geist als Erinnerung und Bewusstsein? Oder im Anderen unserer selbst – der Seinsvergessenheit der Tiere? Jali, die das Geheimnis der Schönheit kannte, wusste, dass die Tiere vom Menschen erfunden werden, der sie anschaut. Ihr Schmerz, ihre Gefangenschaft und ihre Freiheit, ihre Unschuld und ihre Wildheit sind Pro-

jektionen des Halbtiers Mensch, das seine eigene Natur nicht kennt. «*Los animales estan ausentes*», sagt sie: Tiere sind Kopfgeburten unserer unstillbaren Sehnsucht nach einem vorgeschichtlichen Paradies, dessen spätes Muster als Tierpark im Herzen der zivilisierten Städte, als Traum in dem des zivilisierten Menschen wohnt, einem Ort, der erst mit dem Ende der Geschichte(n) kommen wird – so etwa lautet die Essenz dieses Rätselbuches. Ein Berliner Zoo-Schlüsselroman, so wird erklärt, des Zookenners Kluger; gut: aber auch ein spätromantisches Kunstwerk, das mit der Anmut und dem Witz seiner geschmeidigen Sprache das dunkle Geschlinge menschlicher Verirrungen und Suchbewegungen aufzeichnet, ein Dokument der Nachtmahre und Heimkehrträume in den Zeiten der Gefühls- und Lebenstechnologie.

Martin Kluger, *Abwesende Tiere*. Roman, DuMont Verlag Köln 2002, 1039 S.

NZZ 28.1.2003